

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1913**

351 (19.12.1913) Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Karlsruher Tagblatt



# Tägliche Unterhaltungsbeilage

Verantwortlich für die Redaktion  
Oskar Reppert

zum Karlsruher Tagblatt

Freitag, 19. Dezember 1913  
Montags erscheint keine Beilage.

(Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.)

## Irrlichter.

Reise- und Kriegserinnerungen eines Korporals der französischen Fremdenlegion, von ihm selbst erzählt.

Hatte man frei, so lenkte man gewöhnlich seine Schritte ins Araberquartier im östlichen Stadtteil. Da sah man überall in offene Kaffeestuben, Gartchen und Verkaufsräume, aus denen ein unbeschreiblicher Duft von Del, Anis, Pfeffer, Hammelfleisch, Frischem und Spezeiren atmete. Auf der Straße selbst wogte ein lärmendes Durcheinander von burrustragenden Arabern, beturbanten Juden, Negern, Berbern und Spaniern. Hofe wieherten, Esel freispielen, Dromedare brüllten, Schafe blöckten, Hunde lästeten, Hühner gackerten. All das gab zusammen ein echt orientalisches Milieu; einen Dohmabohw, wie in irgend einer Straße von Fez oder Kairo.

Sehr häufig fiel mir in diesem Quartier der grüne Abblaus einer Hand auf; gewöhnlich an den Türen oder Hauswänden. Das war die „Hampsa“ (Zinfen) und sollte die heilige Schutzhand der Fatime gegen den bösen Blick bedeuten.

Von den arabischen Geschäftsleuten hatten besonders die Augenbäder reichlich Zuspruch. Hinter einem großen Kessel voll brodelnden heißen Oeles stehend, wurden sie aus Weizenmehl geformte große knußerige Platten, die mit Zucker befeuchtet, wie Pfannkuchen mundeten.

Ein zweites Gericht war der „Kufus“, das arabische Nationalessen, ein Gemisch von gedämpftem Reis, Hammelfleisch und spanischem Pfeffer. Ich kostete nie davon, sah aber gelegentlich mit Interesse zu, wie die Eingeborenen ganze Zellerladungen voll von diesem Essen mit gierlichen Handbewegungen in den erwartungsvoll geöffneten Mund beförderten, ganz nach Art und Weise unserer Urväter zu St. Augustinus Zeiten.

Sonst war Sidi-bel-Abbis eine sehr eintönige Stadt. Die übrigen Teile waren meist von Spaniern und Franzosen besetzt und hatten genau den Charakter südfranzösischer Städte. Die Häuser ein- oder zweistöckig, weiß, mattblau oder bla getüncht und mit grünen Jalousien versehen. Die größeren enthielten meist einen „Patio“ (Innenhof mit Brunnen).

Der eigentliche Stadtkern ist genau im Bereich angelegt, unmaniert, und hat nach jeder Himmelsrichtung ein Tor. Der Troupiere nennt sie scherzweise „Bistuitstadt“ und spielt damit auf die Form der französischen Militärabteilung an. Die Regimentskaserne, das Lazarett, die Turnplätze, Bouragemagazine sowie die Spahiskaserne liegen sämtlich im westlichen Teil der

Stadt gegen das Tor von Nemien zu. Rings um diesen Stadtkern reiht sich ein Kranz von kleinen Vorhöfen, Gärten und Weinplantagen. Die Bevölkerung mag zirka 25 000 Seelen betragen.

Sidi-bel-Abbis ist ganz ein Vert der Fremdenlegionäre. Die meisten Bauten haben sie errichtet. Jedenfalls befand sich aber an dieser Stelle schon zur Zeit der Römer eine Niederlassung, denn man hat an verschiedenen Orten Anzeichen dafür gefunden. So ist z. B. eine eingemauerte Sulpur zu sehen, die jedenfalls aus der Römerzeit stammt.

Ich hatte gefürchtet, daß in solch einer zusammengekauften Truppe Reibereien an der Tagesordnung sein würden; aber dem war nicht so. Das gemeinsame Schicksal bildete den Kitt zu einer guten Kameradschaft. Der Charakter des alten Regiments-Troupiers gleicht ganz dem des mittelalterlichen Landsknechts. Er ist zu Ausschweifungen geneigt, und doch dabei heroischer Taten fähig. In der Garnison marochieren die Troupiere in und außer dem Lager, denn vor nichts hat der Legionär mehr Horror als vor der leeren Feldflasche. Er wird den Gefährten mit Einsetzung des eigenen Lebens aus den Araberherden herauszuholen, dem Schwärmer auf dem Marsch sogar Gepäck abnehmen, bei einer friedlichen Gelegenheit dem „Blauen“ aber stützen, was ihm zwischen die Finger gerät. Innerhalb der Kaserne gilt der Satz: „Siehe du zu!“ In der Kompanie ist die Parole: „Serrez les rangs!“

Die dunkelste Seite bildet bei den alten Troupiere die Pöberei, die übrigens in allen arabischen Truppenteilen heimisch ist. Dies Kaster ist auch bei den Arabern eingetragene Gewohnheit und scheint seit dem grauen Altertum auf diesem Boden heimisch gewesen zu sein.

Abgesehen von schweren Kollisionsfällen, von denen auch ich nicht verschont geblieben war, hatte ich die schlimmste Anfangszeit gut herübergebracht. Andere dagegen, denen alles viel schwerer fiel oder die vom Heimweh erfaßt wurden, konnten sich fast nicht mit dem Gedanken vertraut machen, 5 lange Jahre in diesem Sclavenjoch auszuhalten zu müssen.

Müller war zu meinem Leidwesen in eine andere Kompanie versetzt worden; doch trafen wir uns immer von Zeit zu Zeit, um ein gemütliches Bierchen zu verplaudern. Dem gutmütigen Teufel wurde überall böse mitgespielt; doch er nahm alles von der heiteren Seite und kam recht glücklich aus allen Zwischenfällen. Nur einmal fand ich seinen Gleichmut erschüttert, als er mir nämlich mitteilte, er trauete dem Lump von Zahlmeister nicht mehr. Schon mehrmals habe er Briefe erhalten, die offenbar in so einer Art schwarzen Kabinett zuvor ihres wertvollen Inhaltes beraubt worden seien. Tatsächlich war aber der Wurf des Zahlmeisters der

Warder gewesen. Der Schuft hüfte seine zahllosen Diebstähle später im Militärgefängnis.

Auch Gugelspitzer befand sich in einer andern Kompanie; natürlich zeigte er sich immer auf der Höhe der Situation. Durch ihn war ich übrigens mit zwei interessanten Kameraden bekannt geworden, mit denen mich auch in späteren Tagen noch innige Freundschaft verband. Fast jede Woche kamen im Depotlager Delegationen verzweifelter Rekruten vor. Nicht weit von der algerisch-marokkanischen Grenze liegt an der Küste das spanische Presidios Melilla, eine malerische Felsenfestung mit einem kleinen Rayon Gebiet. Dahin suchten sich die meisten durchzuschlüpfen, denn es war bekannt, daß man in 3-4 Tagen hingelangen könne. Die Grenze, welche bloß eine fiktive Linie bildete, wurde jedoch bei Tag und Nacht von berittlenen Gums (arabischen Gendarmen) abpatrouilliert, und selten mag es einem gelungen sein, unbeachtet durchzuschlüpfen. Die meisten wurden halbverhungen wieder zurückgebracht; einzelne in Araberleidung. Ihr Los war dann Festungsgefängnis oder gar Zwangsarbeit, je nachdem der Fall lag. Solche Strafen zählten nicht als Dienstzeit, und der Betroffene kam überdies nach Verbüßung in die Disziplinarabteilung des Regiments, wo er erst seine Besserung beweisen mußte.

Waren die Effekten vollständig vorhanden und hatte er sonst nichts auf dem Herdlof, so kam der Rekrut mit 15-30 Tagen „Strengem“ weg. Dieser „Strengem“ ist aber sehr verschieden vom deutschen. Der Arr-stant macht nämlich vormittags und nachmittags, feldmarschmäßig gepackt, je 3 Stunden Straferzieren. In der Zwischenzeit reinigt er unter Obhut der Wachen die Kasernehöfe. Nachts sind die Arrestanten unter den Britischen auf den Steinfliesen schlafen muß.

Dieses Straferzieren (Beloten) d. h. Rotenlaufen genannt) mit vollem Gepäck im schattigen Kasernehofe, wobei abwechselnd noch Freilübungen und Laufsprint gemacht werden, ist eine geradezu barbarische Marter. Sie hat schon manchen zur Verzweiflung gebracht, so daß er plötzlich aus dem Gliede trat und in sinnloser Wut sein Gepäck zerfetzte, und wenigstens bis zur neuen Verteilung von der Quälerei befreit zu sein. Ein für das Kriegsgericht bestimmter bleibt nämlich in der Untersuchungsstube.

Nach einem Vierteljahr ungefähr war ich mit andern „Blauen“ unter die alte Mannschaft versetzt worden. Aber diese Wendung zum Bessern hatte nicht lange gedauert. Meine Kompanie war unmittelbar darnach zur Ablösung nach Beadeu beordert worden, einem der verrufensten und langweiligsten Garnisonsplätze ganz Westalgeriens.

Die Marschroute dahin hatte durch den sogenannten „Wald von Dana“ geführt, d. h. durch

ein hügeliges Gelände, das stundenlang von lichtigem Buschwald aus Kiefern, Buchsbaum, Steineichen, Wachholder und Buschzeraus bewachsen war. Dazwischen gab es in den Klüften große Bestände von riesenhaftem Fenchel.

Ah, dieser Marsch durch das grellbesonnte, wasserlose Gelände! Wie Blei sah der afrikanische Affe auf dem Rücken. Von entsetzlichen Durstesqualen gepeinigt, schleppte man sich inmitten einer erstickenden Staubwolke entlang; stumpfsinnig, seines andern Gedankens mehr fähig, als: „Wasser! Wasser!“ Das sonnenverbrannte, ausgemergelte Gesicht von Schwweiß- und Schmutzschänen überzogen, die am glühenden Körper herabstürzten, und sich im knatschenden Schuhwerk sammelten. O, unglückseliger Tag, wo man sich ein solches Los selber aufgeladen hatte!

So war ich nach Beadeu, dem Verbannungsorte der Disziplinarer gekommen, selbst verbannt zu eintönigem Nachdienst, wo einem nichts übrig blieb, als über seine Torheit nachzugrübelen.

Hier in diesem Sträflingslager hüfte nun so mancher deutsche Leidensgenosse, der das selbstaufgelegte Joch hatte abhüteln wollen oder der sich zu einer Insubordination hatte hinreißen lassen. O, es war ein teuflisches System, dieses französische Strafwesen, ganz geeignet, den in der Schlinge zu halten, der einmal den Kopf hineingebracht hatte.

Und welch düstere Visionen stiegen auf, wenn ich den Blick hinüberstreckte nach dem öden Friedhof hinter dem Fort. Dort lagen die Opfer dieses ungesunden Systems Reihe an Reihe zur ewigen Ruhe gebettet. Ein paar Sommer, dann ist das Grab des Verschollenen vom Stroffe verweht.

Ja, ein furchtbarer Moloof ist diese Fremdenlegion. Tausende und Abertausende hat ihr unerfüllter Rache seit den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts schon verschlungen. Damals hatte man die Truppe ins Leben gerufen, um die eigenen Landesfinder, die von den tollkühnen Arabern wie Fliegen weggepusht wurden, zu schonen. Wo es galt, die Haut zu Markt zu tragen, mußten die Fremdenlegionäre voran.

In den blutigen Kämpfen mit den Kabulen, in der Krim, in Oberitalien, in Mexiko, überall hinterließ das Regiment Leichenhügel. Transporte von Verwundeten fielen den Arabern in die Hände und wurden niedergeböhelt. In dem von den fanatischen Kämpfern Abd-el-Kader umkauerten Milianah verhungerte ein Bataillon bis auf wenige Mann buchstäblich. Andere Bataillone wurden nach Spanien verkauft und in dem dortigen ersten Karlistenkrieg aufgerieben.

(Fortsetzung folgt.)

## Dinge, die man nicht stehlen kann.

Es kann nichts von der Erde herab ins Weltall geworfen werden; wir sind auf ewig an unsere Dinge gebunden, sie sind unverrückbar, unverlierbar und können niemals zu nichts werden, solange sie noch Lebenskraft in sich haben. Zwei Jahre hat die Gioconda ihr Gesicht von uns gewendet und blickt uns jetzt wieder an. Ihr Schicksal war noch nicht zu Ende. Ihre Wirkungskraft war noch nicht erschöpft. Sie drängte uns Licht. Sie verlangte von ihrem Herrn, wieder entrollt zu werden und auf Tausende herabzusehen und von ihnen gesehen zu sein. Ihr Herr konnte ihr den Willen nicht verweigern. Vielleicht brachte er oder wollte er auch Geld, als äußeres Motiv mag das gelten, aber er wäre nie stark genug gewesen, ein Ding von solcher Kraft wie diese Weinwand der Welt zu entziehen, es aus der Welt zu schaffen.

Ich meine damit nicht das Gefäß von der Erhaltung alles Stoffes in irgendeiner Form und den Satz, daß keine Energie verloren gehen kann, sondern sich nur verwandelt und in anderen Gestalten wirkt. Ich meine vielmehr die mystische Kraft, die allen Dingen innewohnt. Und mit der sie sich schützen, unterdrückt zu werden, ihre Bahn, ihren durch ihr Wesen vorgeschriebenen Lauf zu verlieren und ein Ende zu finden, wie es ihnen nicht zugehört war. Alles, was von menschlicher Energie ernährt ist, von künstlicher Energie oder von intellektuellen ins mechanische übersehten Kräften, hat, auch wenn es längst von seinem Urheber getrennt lebt, einen immanenten Eigenwillen, der durchzusehen sich bemüht. Man kann ein Bild berühmter Art aus dem Rahmen schneiden und es Jahre auf dem Boden stauben lassen. Ein gebildeter Mensch, ein Künstler hätte das keine zwei Jahre lang fertig gebracht, aber selbst der Arbeiter mit seiner feinsten Durbannt unterliegt schließlich der Kraft des Bildes, das wieder zur Geltung gebracht werden will. Während er tatsächlich durchaus in der Lage ist, ein Stück bemalten von der Welt gelochten Stoff zu verbergen, geht er in der Welt unter, er doch der Suggestion und gibt es frei. Das Geldmotiv und seine angebliche Mähe, dem italienischen Staat den Raub Napoleons zurückzugeben, sind spätere Erfindungen von ihm. Konnte er nicht vor zwei Jahren und seither jeden Tag schon nach Florenz fahren, die Weinwand unterm Rock, und seine Tat gestehen? Entweder schützte ihn Italien — wie er in seiner Einfall annahm —

dann brauchte er ja keine Zeit verstreichen zu lassen. Oder es wurde ein mißglücktes Wagnis — dann war es ohne Wichtigkeit, ob er es jetzt oder vorher oder nach zehn Jahren unternimmt. Aber er hatte ganz einfach Diebstahl, als er Europa in ebrlichem und erbeugtem Zorne sah. Er sah ein, daß er das Bild nicht verwerten könnte. Er ließ es, ohne den Mut, es zu vernichten (Gioconda allein mit einem Arbeiter auf einer Dachkammer, schützte sie selbst), in Gefangenschaft — so wie früher Leute in Kärne eingesperrt und ernährt wurden, weil man vor dem körperlichen Mord zurückgedreht — und war ohne Hoffnung, je einen Augen aus diesem Mädchen zu ziehen. Nur die Eitelkeit wurde ihm gestreift, weil die Welt sich wegen einer von ihm getanen Sache so erregte. Da sich irgend etwas inzwischen verändert? Die Welt hat sich beruhigt, sie tut das stets wieder, aber konnte er Verdon erwarten? Jetzt weniger als damals, als man eher geneigt schien, für den Wiederbesitz die Geleise zu verlegen und den Dieb laufen zu lassen. Warum hat er Gioconda jetzt befreit? Er tat es eben nicht. Gioconda hat sich selbst befreit.

Jeder Mord verrät sich durch die unvermeidbare Körperlichkeit des Toten. Das gestohlene Geld entläuft dem mit ihm Unbekannten, der es nicht versteht. Die Objekte verlangen würdige Besitzer. Man kann nichts haben, was einem nicht gehört, im heiligen Sinne gehört, es befreit sich von selbst. Es ist eine immanente Gerechtigkeit in den Dingen. Es nutzt niemand eine ererbte Million, wenn er vom Geld nicht als Besitzer würdig erfinden wird. Sich in den Besitz setzen bedeutet gar nichts, das Behalten können alles. Die Perlen, die es auf der Welt gibt, sind Dinge winziger Größe im Vergleich zu den Maßstäben der Erde, aber sie gehen nicht verloren: es hatte damals, als das große Collier in Paris-Pondon gestohlen wurde, keiner der Diebe den Mut, es in den Kanal zu werfen, auch als sie um seine Unverwertbarkeit wußten, ja, als es ihnen schon gefährlich wurde. Der Rehmende hängt in an seinem Objekt, daß er sich eher opfert, als es zerschlägt. Der große Bankräuber, der vor dem verschlossenen Hotelzimmer in Buenos Aires die verstaubten Beamten sich aufstellen hört und weiß, daß er noch zehn Minuten lang einen freien Willen hat — noch feiner hat jemals den Bündel der Tausender unter ein Streichholz gebogen. Sie haben sich mitunter erschossen, mitunter die Scheine versteckt, aber sie niemals vernichtet, obwohl es mit sinnlosen Figuren bedruckte Papiere sind und im Augenblick er nur durch ihre Vernichtung sich an seinen Verfolger rächen kann.

Wann werden die Diebe und diebstahligen Menschen eingeeignet haben, daß Dinge von Wert und eigenem Wesen sich nicht stehlen lassen, auch wenn sie auf der Straße liegen oder im Douvre hängen, wofür das für die Sicherheit nicht das Gleiche ist? — Und Wertloses zu stehlen ohne Charakter — das lohnt sich kaum. Die Dieberei bleibt ein mißfames Zigeunerhandwerk, um Talerfüße. Im Grunde hat sich die Welt noch nicht geändert seit jener Zeit, als ein normannischer Herzog eine Goldspange im Wald seines Landes aufging und sie nach einem Jahr wieder fand. Wer hätte auch die Spange des Königs tragen sollen? Unterdessen sind wir in der Moral vielfältiger geworden, also ein wenig heruntergekommen und die hart vermehrte Menge der vorhandenen Menschen erhöht den Bruchteil derer, die von den anderen leben ohne sie drum zu fragen. Aber die wertvollen Güter dieser Erde sind immer noch unstehlbar und im Rinnstein sicher vor falschen Besitzern. Auch im Geistigen, Immaterialien können die Ideen und Gesühle vor aller Augen unbewacht aufgehängt werden: wem sie nicht gehören, erkennt sie nicht und glaubt wie die Frau des Giocondadiebs, es sei ein ausgehmittener Erbsenfad. A. W. St.

## Allerlei.

Ein Besuch beim Kokainmännchen. Seit einigen Tagen hat Paris eine neue Berühmtheit. Sie heißt Tobias und wurde merkwürdigerweise nicht etwa dadurch berühmt, daß sie etwas tat, was andere noch nie oder fast nie getan haben: Tobias verbandt seine Berühmtheit der Tatsache, daß er genau daselbe tut, was nur allzu viele lebensfreudige junge Snobs und elegante Pariserinnen neuerdings zu einer modischen Gewohnheit gemacht haben. Tobias nimmt Kokain und hat sich bereits so daran gewöhnt, daß er sehr ungenügend werden kann, wenn ihm dies gefährliche stimulierende Gift solange vorenthalten bleibt. Im übrigen ist Tobias Japaner und der Lieblingsaffe einer sehr berühmten und vielgenannten Pariser Schauspielerin, die sich vor kurzem im St. Annen-Hospital einer Kokainentziehungskur unterwerfen mußte. Die Herrin ist nun als geheilt entlassen, aber an ihrem Lieblingsaffen verliert die Ärzte einwilligend noch ihre Kunst. Am Montag genos er die Ehre, als lehrwürdiges Berühmtheit von dem bekannten Psychiatrer Dr. Briand der Kliniker-Vereinigung für Irrenheilkunde vorgestellt zu werden, was er mit würdigem Gleichmut als eine Selbstverständlichkeit hinnahm.

Der arme Tobias, der sich bei seinem Kaster ganz wohl zu fühlen scheint, ist wieder ein lehrreiches Beispiel dafür, wie ein schlechtes Vorbild die besten Sitten zerstört. In seinen heimischen Wäldern wäre er gewiß nie Kokainist geworden; aber da es sein Schicksal wurde, der Dausgenosse einer ungewöhnlich schönen Schauspielerin zu werden — seine Herrin ist sogar Preisträgerin des ersten Schönheitspreises von Trouville — erging es ihm nicht anders, wie es bisweilen auch vielen seiner menschlichen Kollegen ergehen soll: er wurde von seiner schönen Herrin so abhängig, daß er seine Abhängigkeit vertragen mußte. Der Nachahmungstrieb ließ ihn auch ihre Kokainmanie nachahmen: und mit der Zeit wurde er kokainmännchen wie sie. Dafür muß er jetzt an der Kette liegen und dieselbe Entziehungskur durchmachen, die seine schöne Herrin bereits erfolgreich absolviert hat. Sie hatte — als besondere Vergünstigung — ihren Lieblingsaffen mit in das Krankenhaus gebracht, aber daß auch er Kokainmännchen ist, das verriet sie den Ärzten erst, als sie als genesen entlassen wurde.

Man muß Tobias im Krankenhaus gesehen haben, um sich zu überzeugen, wie deprimiert gleichartig dem Menschen dieser Affe auf das Gift reagiert. Wenn der Arzt erhebt, durchsucht er hastig die weißen Taschen des ärztlichen Mantels nach der Schachtel, die das Gift enthält, und hat er das weiße Pulver gefunden, so kriecht er, offenbar entzündet, in einen Winkel, um die Substanz zu genießen, die ihm nicht anders als den Menschen so gefährlich, aber schöne Aufschubhände verschafft. Die Wirkung des Kokains ist verblüffend: alsbald beginnt der Affe wie verückt umherzuspringen, tanzt und macht allerlei Bewegungen, deren Zweck dem Beobachter rätselhaft bleibt. Er scheint etwas zu jagen, haucht es, schlingt es: und hat doch nichts in den Händen. Der Schein wird ihm zur Wirklichkeit und er genießt seine Affenträume als herrliche Realität. Dabei beobachtet man deutlich, wie das Tier die gleichen Kraftverhältnisse einnimmt, wie der Mensch: sein Gesichtsfeld ist gefüllt, er tastet nach Gegenständen, die an ganz anderen Stellen stehen, greift ins Leere; kurz, er ist das Opfer eines regelrechten Kokainraufes.

In einem aber zelt sich dieser Affe seinen menschlichen Leidensgefährten überlegen. Er ist kokainmännchen, aber er versteht es auch, Maß zu halten. Er nimmt seine bestimmte Dosis und nicht mehr — auch dann nicht, wenn man ihm einen ganzen Dausen weißen Pulvers vorsetzt. Es ist, als wählte dieses Tier, daß eine Verhärtung der Dosis überflüssig und gefährlich ist.



Es kennt seine Nation, sie reicht aus, um ihm die Sensationen des Kokainrausches zu verschaffen — und mehr begehrt es nicht. Jetzt freilich sind die Ärzte am Werke, den armen, so grau- sam verführten Tobias von seiner verderblichen Leidenschaft vorzuziehen. Stufe um Stufe, zu be- freien — auf daß er nicht später seine schöne Herrin wieder rückfällig mache...

Ein unveröffentlichtes Stück der Edda. Ein bisher ungedrucktes Spruchgedicht aus der Edda, das Felix Gensmer ins Deutsche übertragen hat, veröffentlicht die nächste, dem Verleger Eugen Diederichs als Ehrung für seine Kul- turarbeit gewidmete Nummer der Berliner Wochenchrift „Die Aktion“. Vier von den schönsten Sprüchen seien hier wiedergegeben:

Feuer ist wert Dem Volk der Menschen Und der Sonne Gesicht, Heiler Leib, Wer ihn behalten kann, Ohne daß ihn Tadel trifft.

Ganz kläglich ist keiner, Ob er auch krank sei; Dem bringt Segen sein Sohn, Dem Verwandten, Dem sein Wohlstand, Dem tüchtige Tat.

Der Handlose hütet, Der Hinkende reitet, Tapfer der Taube kämpft; Blind ist besser Als verbraunt zu sein; Nichts taugt mehr, wer tot.

Bestig stirbt, Sippen sterben, Du selbst stirbst wie sie; Eins weiß ich, Das ewig lebt: Des Toten Latenzruhm.

© Eine neue Art der Radioaktivität. Unter medizinischer Mitarbeit schreibt uns: Bekanntlich versteht man unter Radioaktivität die Eigen- schaft gewisser chemischer Elemente Strahlungen auszusenden, das heißt Energie abzugeben. Gewöhnlich sind es drei verschiedene Strahlen- arten, die sog. Alpha-, Beta- und Gammastrah- len, die zur Ausbreitung gelangen. Die Gamma- strahlen der radioaktiven Elemente sind an sich identisch mit den Röntgenstrahlen, die in der Luftleeren Röntgenröhre gegenüber der Kathode entstehen, nur daß sie „härter“, d. h. die Materie durchdringender sind als Röntgenstrahlen. Bis- her war man auf diese beiden Quellen angewie- sen, wenn man Gamma- oder Beta- (Kathoden-) Strahlung erzeugen wollte.

Um so interessanter ist eine Mitteilung des bekannten Röntgenapparates Professor Levy-Dorn, dem es gelungen ist, Erscheinungen der Radio- aktivität ohne Aufnahme von aktiven Ele- menten oder Röntgenröhren zu produzieren. Unsichtbare Strahlen entstehen auch, wenn man

zwischen den Polen des bekannten elektrischen Induktors einen Funken überbringen läßt. Die Strahlung, die dann entsteht, stellt ein Gemisch der verschiedenen, oben genannten Strahlen- arten dar, sie hat ein großes Durchdringungs- vermögen und auch die anderen Eigenschaften der Röntgen- und Radiumstrahlen. So kann man mit ihr auch Photographie aufnehmen, die zwar nicht so scharf ausfallen wie die mit Röntgenstrahlen gewonnenen, aber erheblich klarer sind als die mit Radium erhaltenen. Die Strah- lung nimmt nach den Ausführungen des For- schers in der „Berliner Klinischen Wochenchrift“ ihren Ausgang von der Kathode des Induktors, gleichgültig, aus welchem Metall diese besteht. Man muß also vermuten, daß sie auch aus dem Energiegehalt des metallischen Elementes her- vorgeht.

Demgemäß basieren die als Kathode verwen- deten Metalle Radioaktivität an, eine Theorie, die zwar im ersten Augenblick verblüffend wirkt, aber durchaus mit den Anschauungen über die Radioaktivität übereinstimmt. Damit würde natürlich der alte Grundgedanke von der ewigen Konstanz der chemischen Elemente, der schon durch die Curie'sche Entdeckung ins Wanken ge- bracht ist, völlig über den Haufen gerannt wer- den. Blei, Aluminium und Kupfer, Eisen, Zink, Nickel, Silber und Gold erwiesen sich geeignet zur Hervorrufung von Strahlen, so daß sie eigentlich nur Zwischenstufen darstellen, die all- mählich in eine andere Form übergehen. Wahr- scheinlich geht aber eine derartige Umwandlung in einer so langen Zeit vor sich, daß sie praktisch kaum gemessen werden kann.

Es soll allerdings nicht verschwiegen werden, daß gegen die Levy-Dorn'sche Entdeckung von Physikern Einwendungen gemacht sind, allein der Entdecker verspricht, sie in einer demnächst erscheinenden Publikation widerlegen zu wol- len.

(.) Die Fuder auf der Suche nach einem Al- phabet. Ein englischer Sprachforscher, der Re- perent J. Knowles, der seit langem in Indien lebt und das Studium der zahlreichen indischen Mundarten zu seinem Spezialgebiet gemacht hat, ist jetzt gemeinsam mit einer Reihe von an- deren Sprachforschern an die indische Regierung mit dem Vorschlag herangetreten, eine Kommissi- on einzusetzen, deren Ziel es sein soll, ein ein- heitliches und vereinfachtes indisches Alphabet zu schaffen. Daß eine so unverhältnismäßig große Zahl der Fuder und besonders der In- dierinnen des Landes und des Schreibens un- kundig bleiben, ist zum größten Teil auf den Umstand zurückzuführen, daß die Zahl der ver- schiedenen indischen Mundarten so groß und ihre Schreibweisen so verschieden sind. Man zählt in Indien nicht weniger als rund 200 Mundarten und Dialekte und 50 von einander überraschend verschiedenen Systeme der Schreibweise, von denen ein jedes 500 bis 1000 verschiedene Buch- staben und Schriftzeichnungen aufweist. Um in indischer Sprache Bücher und Zeitungen drucken zu können, bedarf es eines Arsenals von nahe-

zu 2000 verschiedenen Schriftzeichen, während in Wirklichkeit die 200 Mundarten auch in ihrer Gesamtheit nur 53 unterscheidbare Laute und Klänge aufweisen. Knowles ist auf Grund sei- ner Studien zu dem Ergebnis gekommen, daß die Einführung eines indischen Alphabets, das sich in seinem Wesen dem romanischen Alphabet anschließen könnte, in nicht allzulanger Zeit die Zahl der Analphabeten in Indien und damit die Unwissenheit von Millionen von Menschen verringern würde. Selbst für die schwierigste Mundart würde nach dem Berichte der „Nature“ ein Alphabet von 53 Buchstaben ausreichen, für alle indischen Mundarten würde man im Durch- schnitt mit 37 Buchstaben für jede Sprache aus- kommen. Dann würde die Erlernung des Lesens und Schreibens aus einem viele Jahre er- forderlichen Studium zu einer Aufgabe vereinfacht, die ein Eingeborener von durchschnittlicher Intelligenz in wenigen Lehrstunden lösen könnte. Die Anregung des Gelehrten soll bei der indischen Regierung lebhaftestes Interesse finden.

© Der Salonkoffer. Der Tango ist nicht nur ein Vergnügen, er stellt auch hohe körperliche Anforderungen. Jeder Beobachter kann fest- stellen, daß es begeisterten Tangoänzern bei der Ausführung ihres Vergnügens keineswegs allein ums Herz warm wird, kurz, der Tango ist nicht nur ein Tanz der Mode, sondern — um distrikt ein Fremdwort zu gebrauchen — der Tanz der — Transpiration. Kein Ballherr wird behaupten, daß es eine peinliche Situation ist, wenn man, nachdem man um zehn Uhr zum Feste eintrat, um 11 Uhr die Entdeckung macht, daß der Kragen sich von jeder künstlichen Beein- flussung durch das Bilgeleinen frei gemacht hat und das Taschentuch im Salon nicht mehr recht gebräuchlich ist. Und das Taschentuch, das gar oft über Stirn und Nacken des echten Tango- tänzers dahinstreifen muß, ist ein unentbehr- liches Requisite dieses exotischen Vergnügens. Die schwierige Frage, wie man diesen Nachteilen begegnen könne, hat Paris jetzt gelöst: der mo- derne Ballherr, der Tangoänzer, erscheint zur Abendgesellschaft nicht mehr mit einem Blumen- strauß, sondern mit — einem schmunzeln, kleinen Handkoffer. In ihm verwahrt liegen alle jene feinen Garderobestücke, die der Tänzer im Laufe eines Tanzabends des öfteren wechseln muß, wenn er salonfähig bleiben will. Der Dame des Hauses aber wird es zur Pflicht, dafür zu sorgen, daß dieser Salonkoffer, dieser Tango- koffer, auch seinen Zweck erfüllen kann. Und so wird den Herren in einigen Paris' r Häusern neuerdings ein Umkleidezimmer zur Verfügung gestellt, in dem sie von Zeit zu Zeit Taschentuch, Kragen und unter Umständen auch das Ober- bein wechseln können. Freilich, das Ideal wird erst erreicht sein, wenn für die geschickten Tän- zer und die schönen Tänzerinnen neben dem Tanzsaal gleich ein Brausebad eingerichtet wird; eine interessante und lohnende Aufgabe für Ar- chitektur, Kunstgewerbe und gesellschaftliche Hygiene...

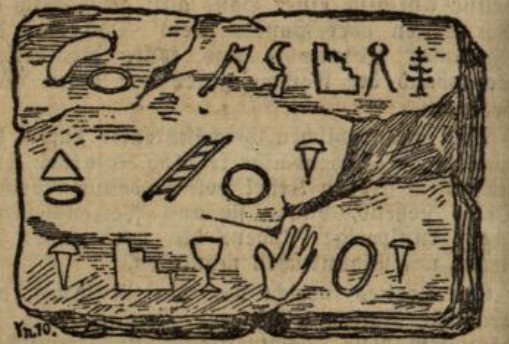
Lustiges.

— Erleichtert. Ein englischer Naturforscher hielt kürzlich in einer größeren englischen Stadt einen Vortrag, bei dem sich nach der Schilderung einer Londoner Wochenchrift folgendes amüsantes kleines Intermezzo abspielte. Der Vortragende führte unter anderem aus: „Es ist eine erwiesene Tatsache, daß die Sonne allmählich ihre Hitze einbüßt und daß diese Kraft im Ver- laufe von rund 70 Millionen Jahren erschöpft sein wird, so daß dann unser Erdball nach menschlicher Berechnung kein Leben mehr er- halten oder aufweisen wird.“ Nach diesem Satze sah man plötzlich in den hinteren Reihen einen biederer britischen Bürger mit allen Zeichen hitz- bader Erregung auffringen. „Verzeihung“, unterbrach er den Vortragenden, „aber wie viele Jahre lauten Sie, würden verstreichen, ehe dieses Unglück über uns hereinbricht?“ „70 Millionen etwa“, wiederholte lächelnd der Vortragende. „Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung laut der misbeglückte Zuhörer in seinen Stuhl zu- rück. „Gott sei Dank!“ hörte man ihn sagen, „ich glaube 7 Millionen verhanden zu haben...“

© Die kleine Landratte. „Gewiß“, erklärt stolz der Steuermann den bewundernden jungen Damen, die zum erstenmal die Planken eines größeren Dampfers betreten, „dies Schiff macht in der Stunde 16 Knoten.“ „Ah“, meint die hübsche Wortführerin der misbeglückten Weis- heit verblüfft, „da müssen Sie ja entsetzlich viel Schnur im Jahre verbrauchen...“

Rätselreife.

(Auflösungen folgen in der Sonntagsnummer.) Hieroglyphen.



Von jedem Bild gibt der Anfangsbuchstabe, die Vokale sind zu ergänzen.

Logogriff.

Allo heißt mein junger Freund, Er auch hat's mit anderem Kopf, Groß und tief und gut und scharf, Und da er Musik studiert, Hebt er es mit andrem Kopf, Spielt's auch auf der Orgel oft.

Advertisement for Cognac (Verschnitt) by C. Frohmüller. Text describes the quality and availability of the cognac, mentioning it is preferred in hospitals and for medicinal purposes. Price: Large bottle M. 2.30, Small bottle M. 1.25.

Advertisement for Carl Steinbach sewing machines. Features an illustration of a sewing machine and text stating 'Empfohlen' (Recommended) and 'Erdprinsenstrasse 36'.

Advertisement for Nähmaschinen (Sewing Machines) by Curt Riedel & Co. Text mentions 'Lang-, Sobwing-, Ringschiffe und Zentral-Bobin mit Stick-Einrichtung' and offers 'Teilzahlung' (Installment payment).

Large advertisement for Schuhhaus H. Stern. Headline: 'Der weiteste Weg ist lohnend'. Main text: 'Total-Ausverkauf dauert fort.' (Total sale continues). Subtext: 'Zwecks schnellster Räumung unseres kolossalen Lagers in'. Large text: 'Schuhen u. Stiefeln auch Kamelhaar- und Filzschuhen'. Target audience: 'für Damen, Herren und Kinder'. Offer: 'verkaufen wir von heute ab Aufsehen erregend billig'. Additional offer: 'Besonders beachtenswert. Es ist ratsam, die nie wiederkehrende Gelegenheit auszunutzen. Sie finden in unserem Ausverkauf nicht nur einfache Schuhwaren, sondern auch die schönsten Neuheiten erstklassiger Schuhfabriken.' Special offer: 'Bis Weihnachten bei Einkauf 1 Paar Filz-Hausschuhe gratis.' Address: 'Schuhhaus H. Stern, nur Kriegstrasse 24, am alten Hauptbahnhof'.

Advertisement for Büromöbel (Office Furniture) by Curt Riedel & Co. Text: 'in jeder Ausführung neu und gebraucht bei Curt Riedel & Co., Adlerstr. 4 Tel. 2979.'

Advertisement for 'Einladung zur Vacuum-Reinigung' (Invitation to Vacuum Cleaning). Text: 'Donnerstag, d. 18. u. Freitag, d. 19. Dezbr., jeweils von 9 bis 12 und 3 bis 8 Uhr, findet im Hotel „Rosa“ die Vorführung eines neuen elektr. Staubsaugers statt, welcher für jeden elektr. Anschluß passend. Der Apparat ist in jeder Beziehung stabil gebaut und entwickelt eine große Saugkraft. Preis komplett M. 375.—'

Advertisement for 'Holz & Weglein'. Text: 'Infolge Verlegung der Hochzeit und mangels Zahlung waren wir genötigt, eine vor einigen Tagen gelieferte feine Einrichtung bestehend aus: kompl. Eichen-Schlafzimmer-Einrichtung, kompl. Eichen-Wohnzimmer-Einrichtung, kompl. Eichen-Herrenzimmer-Einrichtung, kompl. Pitsch-pine-Küche (alles neu und prima Ausführung) zurück zu nehmen. Wir haben uns entschlossen, die Einrichtung dem Verkauf in den Lagerräumen des Herrn von Steffelin, Spediteur, Baumeisterstrasse 48 auszusetzen. Es bietet sich für Brautleute Gelegenheit, billig ihre Einrichtung beschaffen zu können. Anzu- sehen von heute Freitag, 10 bis 12 und 2 bis 4 Uhr. — Händler strengstens verboten. Holz & Weglein Haus für gute Einrichtungen.'

Advertisement for 'Konkurs-Ausverkauf' (Liquidation Sale). Text: 'Die Spezerei- u. Kolonialwaren aus dem Konkurs der Kolonialwarenhandlung Haas, werden im Laden der Sa., Karlsruhe, Humboldtstraße 17 mit bedeutendem Rabatt ausverkauft. Günstige Gelegenheit für Hotels, Restau- rants und groß. Haushaltungen. Wegen Ankauf ganzer Partien für Wiederverkäufer erteile ich in meinem Bureau Kaiserstraße 66 II, Auskunft. Der Konkursverwalter: Rechtsanwält Dr. Saefelin.'

Advertisement for 'Konkurs-Ausverkauf' (Liquidation Sale). Text: 'Die in der Kunsthandlung Gerhard Duden noch vorhandenen Bestände an gerahmten und ungerahmten Bildern, Büchern usw. sollen bis Weihnachten geräumt werden. Ich unterstelle sie daher einem Ausverkauf zu jedem annehmbaren Preis. Der Konkursverwalter: Krausmann, Rechtsanwält.'







